13 Illustriertes Sonntagsblatt 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. v. Buch.

(Schluß.)

Ernst wies auf das Transparent. „Das schöne Wort steht am rechten Ort," sagte er, „und es soll mir für die künftigen Tage eine gute Vorbedeutung sein. Wir suchen das Glück in allen Lebenslagen, nur eigentlich nie da, wo wir es am ersten finden können und werden: — bei der Arbeit!"

Als Ernst, nachdem er das Innere der Mühle besichtigt hatte, wieder hinaustrat, verließ auch Frau Werner den Wagen, von dem aus sie bisher allen Vorgängen gefolgt war, und schritt dem Sohne entgegen.

Da entstand, während sie vorüberging, unter einer Gruppe von Arbeitern ein Geflüster: „Wo ist denn nun eigentlich der zweite? Sie hatte doch zwei Söhne?" murmelten die Männer.

Frau Werner hörte es, jäh erblassend, aber sie legte ihre Hand fest auf Ernsts Arm, indem sie, nur ihm verständlich, sagte: „Ich bin stolz auf meinen Einzigen!"

Der junge Mann sah dankbar zu ihr nieder, während er mit kräftigem Druck ihre Finger berührte. Er wußte, was dieses Wort sie gekostet hatte.

„Ich meine, Heinz ist nicht für immer von uns gegangen!" sagte er, nachdem beide eine geraume Zeit nachdenklich geschwiegen hatten.

Frau Werner schüttelte den Kopf. Sie glaubte nicht mehr daran, daß ihr Jüngster je wiederkehren würde. Ja, zuweilen fürchtete sie sogar, er befände sich nicht mehr unter den Lebenden. Waren doch schon dreiviertel Jahre seit jenem unseligen Morgen hingegangen, an welchem man seine Flucht entdeckt hatte, und noch immer war kein weiteres Lebenszeichen von ihm nach Kremzin gekommen.

Da trat Förster Willert zu Ernst, beglückwünschte ihn zuerst und erzählte sodann von Römer.

„Der Aermste hat es sich zu Gemüte gezogen, daß seine Oper den Preis nicht bekommen hat!" sagte er, indem er eine bezeichnende Handbewegung nach der Stirne machte. „Aber er scheint harmlos zu sein, ist verhältnismäßig ruhig und sieht so elend und jammervoll verhärmt aus, daß es einen Stein erbarmen könnte."

„Was soll mit dem Unglücklichen geschehen?" fragte Frau Werner teilnehmend.

Der Förster zuckte die Schultern.

„Heute nachmittag bringen wir ihn zum Arzt, Graf Leo und ich," antwortete er. „Der Doktor wird schon am besten wissen, wie es um ihn steht und was aus ihm werden soll."

„Graf Steinbeck weilt bei Ihnen?"

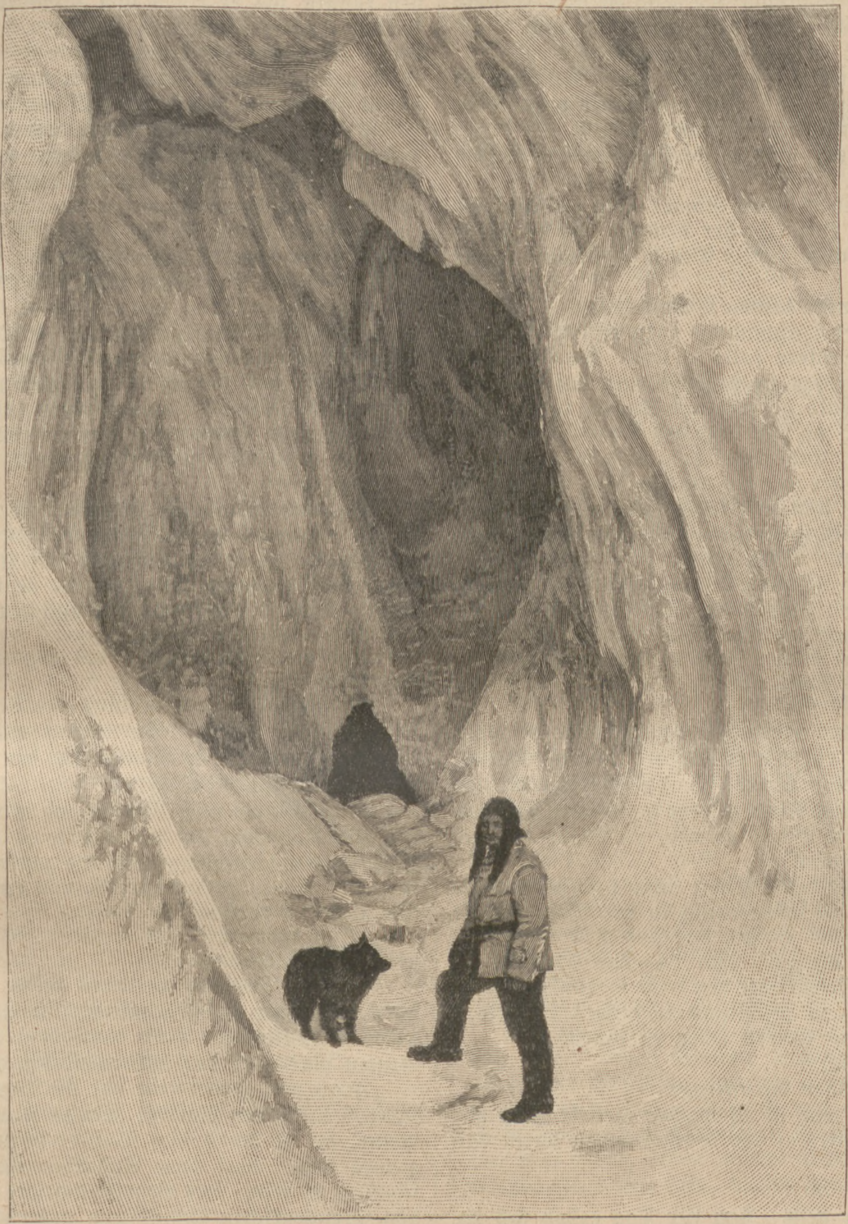
Frau Werner fragte es ein wenig scheu; selbst der Name des Grafen erweckte schon Unmut in ihr.

„Hat geweilt, könnte man beinahe sagen. In einigen Stunden reist er nämlich ab, und ich muß mich daher beeilen, zu rechter Zeit wieder nach Hause zu kommen," erwiderte der Förster, worauf er, Abschied nehmend, den Hut lüftete und sich hurtig auf den Heimweg machte.

Mittlerweile war es Mittag geworden. An den beiden großen, unweit der Mühle errichteten Herdstätten brodelte das Essen. Und als dann aus den Kesseln kräftige Düfte aufstiegen, die anzeigten, daß die Gerichte gar seien, konnte der Schmaus für die Arbeiter beginnen. Schnell wurden die primitiven Holztische aufgeschlagen, an denen nun alt und jung Platz nahm. Ernst blieb bei seinen Leuten, während Frau Werner nach Kremzin zurückkehrte.

Willert legte den Weg nach dem Forsthause im Sturmschritte zurück, und er that recht daran. Seine Apfelschimmel, die im Winter das Holz fuhren und jetzt den Grafen nach der Station befördern sollten, waren alles andere als gerade Renner. Und wenn sie der Knecht, der mitsamt den Schimmeln nun schon über zehn Jahre bei Willerts hauste, aus dem Stall zog, so geschah das meist eine Stunde vor der angegebenen Uhr.

„Unsere Pferde schaffen alles, deshalb aber muß man ihnen Zeit lassen," behauptete der alte Knecht.



Borchgrewinkſche Südpolexpedition: Auf einem antarktiſchen Eisberg. (Mit Text.)

Dagegen war nun nichts zu sagen und so hielt er auch heute, statt um drei Uhr, pünktlich um zwei mit dem Jagdwagen vor dem Hause.

Da Leo und Willert des unglücklichen Römers wegen mit dem Arzt sprechen wollten, schlug man den Weg nach Neustadt ein.

Als die Gebäude der Mühle auftauchten, ward Römer, der bisher ganz apathisch neben dem jungen Grafen gesessen hatte, plötzlich unruhig und musterte mit mißtrauischen Augen seine Umgebung.

„Schneller fahren!“ befahl Leo, doch es war schon zu spät.

Kaum nämlich erschaute Römer die Worte: „Viel Glück,“ als er heftig gestikulierend vom Wagen sprang, um sich mit geballten Fäusten vor das Transparent zu stellen.

„Verfluchtes, verdammtes Hexenwort, Du bist mir gestohlen worden!“ tobte er.

Dabei fuchtelte er mit der linken Faust in der Luft herum, — die rechte hielt er wie gestern in der Rocktasche, — stampfte mit den Füßen und schrie, während ihm der Schaum vor den Mund trat: „Mein ist das Glück und ich will es wieder haben!“

Leo und der Förster versuchten vergeblich, den Wahnsinnigen zu besänftigen, oder zum Einsteigen zu bewegen. Mit Gewalt war nichts zu erreichen. Die Erregung schien die Kräfte des Kranken verdoppelt, ja, verdreifacht zu haben.

„Ich werde Hilfe holen!“ rief der Förster, der in der Ferne die fröhlichen Stimmen der Arbeiter hörte. „Haben wir ihn erst glücklich auf dem Wagen, ist mir nicht weiter bange.“

„Sie würden aber wahrscheinlich alle Arbeiter herbeilocken und durch den Anblick der vielen Menschen Römer nur noch mehr erregen, Willert. Bleiben Sie hier, ich will sehen, ob ich das Transparent entfernen kann!“ sagte Leo sehr bestimmt, indem er ins Haus eilte.

Schon nach kurzer Zeit sah man ihn im Rahmen des Fensters stehen, über dem das Transparent befestigt war.

Der Wahnsinnige schrie laut auf, als er die Gestalt bemerkte. „Was macht er da?“ fragte er den Förster in unheimlichem Flüsterton.

Der Alte beobachtete fast angstvoll die geschmeidige Gestalt seines jungen Herrn, die sich weit aus dem Fenster beugte.

„Er will Ihnen das Glück wiedergeben,“ entgegnete er.

„Also er giebt zu, daß er es mir gestohlen hat? Er kann es nicht leugnen! Er giebt es zu! Ah! Und wie straft man einen Dieb?“ schrie Römer mit unheimlich rollenden Augen.

Leo verschwand vom Fenster; man hörte ihn die Treppe hinuntereilen.

„Wie straft man einen Dieb?“ schrie Römer noch einmal, und gerade, als Leo aus der Thür trat, riß der Rasende aus der Rocktasche einen blitzenden Gegenstand, — ein Druck, ein Knall — und Leo lag blutend am Boden.

Der Förster sprang mit einem lauten Schrei hinzu.

„Mein Gott, mein Gott, der Wahnsinnige hatte eine Pistole bei sich! Die Kugel hat doch nicht edlere Teile verletzt? Wo sitzt sie?“ rief er, bemüht, den jungen Grafen in seinen Armen aufzurichten.

Und Leo öffnete die schon halb gebrochenen Augen, tastete mit der Hand nach der Herzgegend, wo das Tuch des Rockes von einem roten Quell durchtränkt wurde, und röchelte: „Es geht zu Ende!“

Doch als der alte Förster, der wie ein Kind weinte, die Wunde untersuchen wollte, wehrte er ihm mit letzter Kraftanstrengung: „Nicht klagen, Willert! Ich bin ja zu beneiden! Ich habe immer Glück gehabt, immer, auch jetzt. Still, hören Sie nichts?“

Eine Nachtigall flötete vom nächsten Baum. Die Töne zauberten ein Lächeln auf die bleichen Lippen des Sterbenden.

„Anne-Marie, sendest Du mir die Nachtigall aus Deinem Garten?“ flüsterte er, die dunklen Augen noch einmal weit öffnend. „Sag', weißt Du auch, wie sie sang, als ich Dir meine Liebe gestand? Ach, das Leben war so schön!“

Dann mußte der Förster das Ohr noch einmal dicht an Leos Mund legen, und noch einmal röchelte es aus der jungen, wunden Brust: „Ich gehe gern aus der Welt! Sagen Sie das meinen Eltern, damit sie sich meinen Tod nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Ich habe immer Glück gehabt im Leben, immer, und habe es auch jetzt — im Sterben, — das Glück!“

In einem Hauch erstarb das letzte Wort, dann schlossen sich die dunklen Augen, welche immer so lebenslustig in die Welt geblickt hatten, und das jugendlich schöne Haupt, das auf dem Arme des Försters lehnte, ward bleiern schwer. War das das Ende?“

Ein schrankenloses Weh überwältigte den sonst so rauhen Weidmann, so inmitten des blühendsten Frühlings ein junges Menschenkind im Frühling seines Lebens sterben sehen zu sollen.

O, war es denn nur möglich?

Jäh fuhr er empor aus seiner Selbstfrage.

„Das Glück — das Glück, jetzt ist es wieder mein!“ tönte als schauerliche Antwort der schrille Ruf des Wahnsinnigen durch das Schweigen des Todes.

20.

Der Hochsommer war sehr heiß. Tag für Tag erhob sich die Sonne unter einem häßlichen, dunstigen Nebelschleier, um, sobald das Gewölk vergangen war, eine schier unerträgliche Glut auszuströmen. Ueber den Stoppelfeldern lagerte eine dicke, graue Staubschicht, und auf den Wiesen bleichte das Gras.

Endlich in einer Nacht kam das lang ersehnte Gewitter. Als aber der Donner verrollt war und der strömende Regen aufgehört hatte, da war der Herbst plötzlich ins Land gekommen. Der Wald färbte sich, gelb und rotgefleckte Blätter raschelten auf den Wegen. In den Gärten blühten die Astern und die Herbstzeitlosen, und der süß-schwermütige Duft der unscheinbaren Reseden erfüllte die Luft.

Vor dem grünen Gitter des Pfarrgartens stand Anne-Marie, damit beschäftigt, von einem Rosenstämmchen zwei vollblühende, zarte La-France-Rosen zu schneiden.

Sie war wieder ganz die Anne-Marie der früheren Tage. Ihre braunen Augen schauten frisch und klar in die Welt, die weiche Wange war so rosig wie sonst. Ja, es schien, als seien die vergangenen Jahre, die ihr doch so viel Kummer und Thränen gebracht, spurlos an ihr vorübergegangen. Hatte sie die Erinnerung daran auch aus ihrem Gedächtnis gestrichen?

Ein Schritt ließ sie plötzlich aufsehen. Vor ihr stand Ernst Werner. Er begrüßte sie jedoch nicht in seiner gewohnten, ruhigen Weise; nein, beinahe stürmisch streckte er ihr die Hand entgegen, während die grauen Augen sie übermütig anblitzten.

„Wie schön!“ sagte er, auf die Blumen deutend.

Sie nickte.

„Es sind die letzten,“ antwortete sie.

„Und das —,“ er griff in die Brusttasche, aus der er ein umfangreiches Briefpaket hervorzog, „das sind die ersten! Die ersten Nachrichten von Heinz! Und gute! Das muß Dein Vater wissen!“

Pastor Grosse, der sich, dank Anne-Maries guter Pflege, beinahe gänzlich von seinem Unwohlsein erholt hatte, vernahm mit Freuden die unerwartete, günstige Nachricht.

Heinz hatte nicht eher schreiben wollen, als bis er Gutes melden konnte, bis er einen ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden hatte. Das war erst jetzt geschehen. Schwere Tage lagen hinter ihm. Er hatte die bitterste Not des Lebens kennen gelernt und Gott gedankt, wenn seine Arbeit wenigstens kärglichen Lohn fand, damit er doch seinen Hunger stillen konnte. Jetzt hatte er sich eine kleine Farm billig gekauft, und wenn ihre Lage und Ertragsfähigkeit wirklich so günstig wären, wie er annähme, würde er in ein oder zwei Jahren eine Frau bitten können, sein Los zu teilen. Dann würde er nach Deutschland kommen, um sich sein Bräutchen zu holen.

„Und an dieser Stelle seines Briefes läßt er Paula grüßen,“ erzählte der freudestrahlende Ernst.

Der Pastor und Anne-Marie lachten herzlich.

„Als reicher Mann, wie er gedacht, wird er schwerlich zurückkommen,“ meinte Ernst, nachdenklich werdend. „Mir aber ist es schon Beruhigung genug, daß er weiterkämpfen will und wird, um Paula zu erringen, und darum ist mir auch nicht bange, daß es ihm gelingen wird. Sie wird eine resolute, tüchtige Frau für ihn abgeben; sie ist ja nicht umsonst bei Tante Ulrike in die Schule gegangen!“

„Sie kommen von Greinshagen?“ fragte der Pastor.

Ernst nickte.

„Ja, und ich glaube, Fräulein Ulrike ist wenig davon entzückt, Paula verlieren zu müssen,“ erwiderte er. „Sie sagte mir im Vertrauen, hätte sie gewußt, daß Paula späterhin einmal nach Amerika übersiedeln solle, würde sie sich mit der Erziehung des wilden Dinges aus den ostpreußischen Wäldern wahrlich nicht so viel Mühe gegeben haben.“

„Und Ihre Mutter? Was sagt die zu allem?“ fragte der Pastor weiter.

„Sie sagt, daß sie wunschlos glücklich sei!“ lächelte Ernst. „Doch das ist nicht richtig. Sie brennt auf die Stunde, wo sie ihrem tollen Jungen wieder einmal um den Hals fallen kann. Er war doch immer ihr Liebling!“

„Nun ist's an mir, Neuigkeiten mitzuteilen.“ Der Pastor setzte sich sein Käppchen auf und blickte zu dem jungen Mann hinüber. „Ich habe sie allerdings erst aus zweiter Hand, vom alten Willert, der, aus Berlin zurückkehrend, vor einem Stündchen bei mir war. Steinbeck ist verkauft!“

„Nicht möglich!“ rief Ernst. „Es war doch eine Zwangsversteigerung anberaumt!“

Nur die Aussicht auf Leos reiche Heirat hatte die Steinbeckschen Gläubiger zurückgehalten, ihre Forderungen auf gerichtlichem Wege einzuklagen. Bald nach dem plötzlichen Tode des jungen Grafen war aber der unvermeidliche Konkurs ausgebrochen.

„Frau von Hohenstein hat die Herrschaft aus freier Hand gekauft,“ sagte der Pastor, Ernsts Frage beantwortend. „Willert meint, sie sei durch ihre Tochter dazu veranlaßt worden, die geglaubt habe, dies dem Andenken ihres unglücklichen Verlobten schuldig zu sein. Der Bevollmächtigte der Baronin hat bereits mit den Steinbeckschen Schuldnern unterhandelt, und der Förster sagt, es sei anzunehmen, daß bei der Höhe der Kaufsumme, selbst nach

Abzug aller Schulden, ein Kapital übrig bleiben werde, das genügend sei, um den alten Grafen wenigstens vor materiellen Sorgen zu schützen. Die Gräfin hat ja den Tod des einzigen Sohnes, in dem sich alle ihre ehrgeizigen Pläne verkörperten, nicht überleben können."

„Hat Willert nichts von Römer gehört?" fragte Ernst nach einer Pause.

„Nichts Neues!" erwiderte Anne-Marie. „Sein erregter Zustand dauert unverändert an. Der Anstaltsdirektor meint, daß der geschwächte Körper dem nicht mehr lange Widerstand leisten würde."

Da klopfte es an die Thür. Ein Bauer begehrte mit dem geistlichen Herrn Rücksprache zu nehmen, worauf sich der Pastor in sein Studierzimmer zurückzog.

Ernst und Anne-Marie blieben allein.

Ein lange Pause entsteht.

Er blickt auf ihre schlanken Finger, auf die Näharbeit, welche sie mit denselben hält, und sieht, daß sie den Faden mit solcher Schnelligkeit auf- und abzieht, als gälte es, mit ihrer Thätigkeit Geld zu verdienen.

„Warum bist Du so fleißig?" fragt er fast ärgerlich. „Ist die Arbeit so dringend?"

„Ich will doch auch etwas nützen in der Welt," entgegnet sie. „Ich habe zwar viel Zeit; es giebt jedoch noch viel, viel mehr Armut, die um Hilfe bittet."

Er erwidert nichts, und wieder wird es so still, daß man das Ticken der Uhr und das gleichmäßige Auf- und Abziehen des Fadens hört.

Sie sitzen an dem Tisch mitten in der Wohnstube; von draußen schaut schon die Dämmerung durchs Fenster hinein.

Sie legt das Linnen beiseite.

„Schreibt Heinz noch etwas?" fragt sie, wie um eine unwillkürliche Befangenheit zu verdecken.

„Ich meine, ich hätte euch schon alles erzählt!" sagte er, zieht den Brief hervor und schiebt unter dem Vorwande, daß er näher ans Licht rücken müsse, seinen Stuhl dicht an den ihren.

Er überfliegt die Seiten.

„Unter anderm erkundigt er sich sehr eingehend nach meinem Sägewerk, fragt nach allen Einzelheiten, und legt es mir ans Herz, ihm auch darauf zu antworten," spricht er zu ihr. „Nun, ich werde ihm wahrheitsgemäß schreiben, wie gut die Säge arbeitet, wie viel Aufträge ich schon habe und wie zufrieden ich mit der Rentabilität der ganzen Anlage bin. Aber sage mir aufrichtig, Anne-Marie, nicht wahr, Du hast die Maschine noch nicht in Thätigkeit gesehen?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein, Ernst, ich — ich konnte es nicht! Ich bin seit jenem furchtbaren Tage überhaupt nicht wieder dort — an jener Stelle gewesen!" stammelte sie.

Trotz der Dunkelheit erkennt er, wie blaß sie wird.

„Wie muß sie den treulosen Leo geliebt haben, daß sein Ende sie so erschüttern konnte! Noch jetzt, in Erinnerung daran, verliert sie die Fassung!" denkt er, springt auf und tritt ans Fenster.

Er glaubt, er habe seine Liebe überwunden, doch sobald an die alte Wunde gerührt wird, brennt sie von neuem.

Er setzt sich wieder.

„Sprich, Anne-Marie," sagt er, „wer hat Dir damals das entsetzliche Ereignis mitgeteilt? Und wie ward es Dir erzählt? Ich hörte, es hätten sich ganz falsche Gerüchte dabei verbreitet!"

„Der Forstlehrling brachte die Nachricht zuerst in das Dorf," antwortet Anne-Marie, die in der Rückerinnerung an jenen furchtbaren Tag einen heimlichen Schauder nicht unterdrücken konnte. „Er traf das Mädchen beim Brunnen und die ließ auf die Mitteilung, welche er ihr machte, alles stehen und liegen und rannte zu mir ins Zimmer, indem sie rief: „Herr Werner oder Graf Steinbeck ist erschossen worden! Einer von beiden ist tot!""

„So? Von mir war auch dabei die Rede? Das Gerücht hat sich also auch mit mir beschäftigt?" meinte Ernst, um dann hinzuzusetzen: „Einer von beiden! Ja, siehst Du, Anne-Marie, das ist mein Unglück! Ich bin immer mit einem andern verglichen worden, gegen den ich in den Schatten trat. Zu Hause war es Heinz und hier — —"

„Hier war es Leo, der mir zuvorkam," wollte er sagen, doch den letzten Satz vollendete er nicht.

„Ob freiwillig, ob unfreiwillig, Leo ist Deinetwegen gestorben!" sagt das Mädchen ernst. „Das darfst Du nicht vergessen. Du weißt vom Förster, daß Dich der unglückliche Römer für den Räuber seines Glückes hielt und nur in einem verhängnisvollen Augenblick den Grafen mit Dir verwechselt haben muß!"

Ernst greift nach seinem Hut.

„Ich habe noch einen weiten Weg vor mir, da ich am Sägewerk zu thun habe," spricht er.

„Jetzt? So spät am Abend?"

Er lächelt bitter.

„Ich kann die Stätte nicht vermeiden, wie Du. Ich darf mich in dieser Beziehung nicht von meinen Gefühlen beherrschen lassen!"

Wie er sie bei diesen Worten ansieht! Wie er sie ansieht, — so traurig, so vorwurfsvoll, so zärtlich!

Ein sonderbares Gefühl ergreift sie.

Ist es denn möglich? Hat er ihr seine alte Liebe bewahrt? Und bei diesem Gedanken ergreift sie eine große, zitternde Freude. Glaubt er wirklich, sie habe damals Leos wegen gebangt, nur Leos wegen? Hat er keine Ahnung davon, um wessen Leben sie gezittert hat?

Ernst erhebt sich; noch einmal sieht er sie an.

Da fühlt sie, sie muß reden, muß ihn aufklären. Wenn sie nur wüßte, was sie sagen soll. Ihr Herz pocht, ihre Lippen beben.

„Lebe wohl!"

Ernst geht zur Thür.

„Noch einen Augenblick!" bittet Anne-Marie.

Alles Blut drängt ihr zu Herzen, als sie mit leicht vibrierender Stimme beginnt: „Ernst, was Du vorhin sagtest von der Unglücksstätte — Du bist im Irrtum! Ich — es war nicht Leo —"

Es liegt nicht in den Worten, es liegt vielmehr in dem Klang ihrer Stimme ein Etwas, was den jungen Mann plötzlich auffahren läßt.

Mit einer raschen Bewegung eilt er zu ihr.

„Sage mir, Anne-Marie, um wessen Leben hast Du damals gezittert?" ruft er atemlos.

„Um Deines!" flüstert sie fast unhörbar, mit einem scheuen Seitenblick die Gestalt des jungen Mannes streifend, der sich dicht, ganz dicht zu ihr niederbeugt, um keins ihrer Worte zu überhören. „Um Dich bangte mir? Denn als ich hörte, Du seiest tot, da wußte ich mit einem Male, wie lieb ich Dich hatte. Wie lange schon? Ich ahnte es nicht! Schon seit frühester Jugend, glaube ich, denn wenn ich Dich auch in kindischem Uebermut neckte und Dein pedantisches Wesen verspottete, für den besten Menschen habe ich Dich immer gehalten! Dein Bild in meinem Herzen ward verdunkelt, Du weißt es. Aber der Glanz des andern erwies sich als ein trügerischer Schein, ich erkannte es — und nicht ohne Schmerzen, — weil ich mich hatte täuschen lassen. Kannst Du mir verzeihen?"

Ernst läßt sie nicht weiterkommen. Er zieht das Mädchen an sich, fest, ganz fest, als wolle er sie nie wieder lassen. So lange er denken konnte, hatten sich seine Wünsche in ihr verkörpert. Das Streben seines ganzen Lebens, ihr galt es, ihr ganz allein.

Und jetzt endlich, nachdem er ihr entsagt, hat er sie dennoch errungen!

Dennoch! — —

Eine Fata Morgana? Ein Truggebilde unserer Phantasie, das in Rauch und Nebel zerstiebt?

Ernst denkt darüber nicht nach. Er weiß, er hält sein Glück in den Armen.

Mahmoeds Kinder.

Von Nemirowitsch Dantschefsko. Aus dem Russischen von E. Vilmar.

(Schluß.)

2.

Der Gefangene schlief mit den Offizieren in demselben Zimmer. Alles war still, nur dann und wann unterbrach der Wiederhall eines Schusses das nächtliche Schweigen. Das waren die Türken, die nicht schweigen wollten und den auf ihr Feuern nicht mehr reagierenden Russen ihre Kugeln hinübersandten. Doch schließlich wurden auch sie müde. Und die Nacht herrschte auf Erden und hüllte alles in ein feuchtes Dunkel. Spukhaft stachen die schneebedeckten Gipfel der Berge von dem nachtschwarzen Horizont ab.

Der Kommandant fand keinen Schlaf. Unruhig warf er sich hin und her auf seinem Lager, begann wohl zehnmal die Zeitung zu lesen, um sie sogleich wieder fallen zu lassen, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den schlafenden Türken und lauschte den wirren Worten, die den Lippen desselben entschlüpften.

Er zürnte sich selbst, er wollte sich zwingen, an etwas anderes zu denken, doch immer wieder kehrte sein Geist zu demselben Gegenstande zurück, und selbst als ihm die Augen endlich zufielen, spann sein Hirn denselben Gedanken weiter.

Er träumte von Kindern, doch nun waren es nicht mehr die des Gefangenen, sondern seine eigenen, die, sorglich vor jeder Gefahr beschirmt, unter der Obhut einer liebevollen Mutter, in der Nähe einer kleinen russischen Stadt wohnten.

Die Gegenwart, das Feldlager, die zahllosen Toten, der Ocean von Blut, dessen Ströme beständig vor seinen Augen geflossen, alles war versunken und ein anderes Bild vor ihm aufgestiegen: Ein schönes, großes Gemach mit einem Heiligenbilde in der Ecke. Leise hin- und herschaukelnd brennt eine verschleierte Hängelampe vor dem Bilde, deren matter Schein auf zwei kleine Bettchen mit weißen Gardinen fällt, hinter denen sanftes, gleichmäßiges Atmen



Cap Adare auf Victorialand im Frühjahr. (Mit Text.)

hervortönt. Der Kommandant schlägt eine der Gardinen zurück. Das kleine Mädchen, das in dem Bettchen liegt, hat ihre Decke abgestrampelt und schläft traumlos einen ruhigen, festen Kinderschlaf. Lange ruhen die Augen des Offiziers auf dem schlummernden Kinde.

„Schlaf' sanft, mein Liebling, schlaf' sanft, mein kleiner Engel!" flüstert er, während er das Zeichen des Kreuzes über dem Kind macht.

Nun steht er vor dem anderen Bettchen. Ein kleiner Knabe liegt darin. Obwohl kaum zwei Jahre alt, ist er doch schon mit Schrammen bedeckt, da er unaufhörlich „Krieg" spielt, bald mit seinem Schwesterchen, bald mit der Katze, deren Pfoten deutliche Spuren in seiner Wange hinterlassen haben. Nun aber hat sie Waffenstillstand mit ihrem kleinen Feinde geschlossen, denn sie liegt dort auf der wollenen Decke und schläft gleich ihm ruhig und friedvoll.

Nachdenklich ruht der Blick des Kommandanten auf dem Kleinen, der seine Gegenwart nicht spürt, doch die Katze wird wach, blinzelt schlaftrunken mit den Augen und reckt, behaglich schnurrend, die Pfoten.

Auch über diesem Kinde macht der Vater das Zeichen des Kreuzes. Dann schreitet er zur Lampe und schraubt sie ein wenig empor, so daß es heller im Gemach wird. — In einer Ecke desselben schnarcht die alte Kinderfrau, und leise, auf den Fußspitzen begiebt der Offizier sich ins Nebenzimmer. Dort schläft sein ältester sechsjähriger Sohn, der während der Abwesenheit des Vaters Abwesenheit zur Mutter übergesiedelt ist. Auf beide fällt der gedämpfte Schein einer blauen Ampel.

An der Wand hängt ein großes Porträt des Kommandanten, eine Anzahl kleinerer Bilder von ihm stehen auf der Etagère. Alles scheint hier von ihm erfüllt, man hat ihn nicht vergessen.

Voll dankbarer Liebe neigt er sich über die Schlafenden, streichelt sanft und leise die halbgeöffneten Lippen seines Weibes und küßt sie behutsam auf Stirn und Augen. Sie ist etwas bleich und abgemagert. Natürlich, sie macht sich jedenfalls Sorgen um ihren Mann. Ihr rechter Arm ist um den Hals ihres Sohnes geschlungen, dessen Lockenkopf an ihrer Schulter ruht.

O, diese köstliche Ruhe hier! . . . . Alles atmet Liebe, Frieden und Glück. Es ist, als schwebte eine Engelschar durch diese beiden Gemächer, um die teuern Wesen zu beschirmen vor bösen Gedanken, Haß und Verzweiflung . . .

Ein glückliches Lächeln umspielt das Gesicht des schlafenden Offiziers, ein so frohes, seliges Lächeln, daß der neben ihm liegende alte Türke ihn nicht ohne Bewegung anzuschauen vermag. Dieser wird immer noch von unruhigen Gedanken gefoltert, er wirft sich rastlos hin und her auf seinem Lager und dann und wann rollt eine Thräne über seine Wangen. Aber auch ihm sendet der Traumgott endlich eine lichte Vision, und die schmerzlich verzogenen Züge glätten sich allmählich, der große Mund lächelt, die Thränen auf seiner Wange trocknen. Die Nacht neigt ihr schwarzverschleiertes Haupt über ihn, sie flüstert ihm teure Namen ins Ohr und läßt glückliche Bilder vor seinen Augen erstehen. Dann wendet sie sich wieder dem Kommandanten zu.

Was ist das? Bebt er wirklich? Die Nacht neigt sich über ihn und bedeckt ihn mit ihrem Schleier. Wer in diesem Augenblick das Gesicht des Schlafenden gesehen hätte, wäre über die jähe Wandlung in seinen Zügen entsetzt gewesen. Schreck und Grausen malen sich darauf. Er sieht etwas . . . . etwas so Schreckliches, daß ihm das Blut in den Adern gerinnt . . . . Ein fürchterliches Getöse erfüllt die soeben noch so ruhigen Gemächer seines Hauses. Die Kinder fahren in ihren Bettchen empor und starren mit angstvoll aufgerissenen Augen nach der unheilkündenden schwarzen Wolke, die langsam, schaurig über ihren Häuptern schwebt. Fast unmerklich senkt die Wolke sich hernieder . . . . die Kinder



Borchgrewink's Station bei Cap Adare im Frühjahr. (Mit Text.)



Christus am Oelberge. Von E. K. Liska.

springen aus den Betten .... der kleine Junge aus dem Nebenzimmer ist auch herzugeeilt .... sie rufen die Kinderfrau; aber die ist verschwunden .... nur ein Lumpenhäufchen liegt auf der Stelle, wo sie geschlafen hat.

Die Kinder jammern laut nach ihrer Mutter, doch die schwarze Wolke entzieht sie ihren Augen. Nun sind sie allein, ganz allein.

Langsam sinkt die geheimnisvolle Wolke zur Erde herab, und nun sehen Vater und Kinder, was sie ihnen bisher verborgen. Sie sehen eine Leiche auf dem Boden hingestreckt, umringt von vier kleinen Kindern mit großen schwarzen Augen, aus denen Angst und Jammer spricht ....

Die Kinder des Kommandanten schauen starren Blickes auf den Toten mit dem grauen Haar, der großen Nase, der Stirnwunde und dem grauen Schnurrbart, ein dem Kommandanten nur zu wohl bekanntes Gesicht. Der Tote ist Mahmoed Bey."

„Aber wer hat das gethan?" fragt das Töchterchen des Kommandanten mit schreckensbleichen Zügen.

Die Kinder des Türken deuten auf den Kommandanten. „Der hat es gethan; — ja, er, — er hat unseren Vater getötet und uns auf die Straße gesetzt und arm und elend gemacht."

Der Kommandant will rufen, reden .... seine Zunge ist wie gelähmt und die Laute bleiben ihm in der Kehle stecken .... Und er sieht, wie seine Kinder sich voll Abscheu von ihm wenden. Er will seiner Tochter nahen, doch mit angstverzerrten Zügen stürzt sie von dannen ....

„Blut .... Blut!" ruft sie und deutet bebend auf ihres Vaters Hände.

Dieser wirft einen Blick auf seine Hände .... es ist wahr, — sie sind mit Blut besudelt. Wieder will er reden, doch kein Laut kommt aus seiner Kehle, an der ihn jemand zu würgen scheint. Da macht er eine jähe, verzweifelte Bewegung, um sich loszureißen und — erwacht.

Hastig den als Decke dienenden Mantel abwerfend, richtet er sich empor. Der Türke schläft nicht mehr, er sitzt mit dem Oberst am Tische.

„Nun, Freundchen, Du hast ein gutes Stück ins neue Jahr hinein geschlafen."

„Ja, — ich habe geträumt ...."

„Du auch?" fragte der Oberst mit eigentümlichem Gesichtsausdruck.

„Wieso: ich auch?"

„Nun, — ich habe auch ganz sonderbar geträumt. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so sentimental sein könnte."

„Stand Dein Traum in Beziehung zu dem Gefangenen?"

„Ja .... denke Dir .... Du besinnst Dich doch auf meinen Wolodja?"

„Welche Frage! Mein Patenkind!"

„Ach, das ist ja wahr! .... Also denke Dir, ich habe den Jungen die ganze Nacht vor Augen gehabt .... er flehte mich immer an, ihm den Türken zu schenken."

„Wozu?" fragte ich. „Weil er auch kleine Wolodjas hat," sagte er. „Du mußt ihn frei lassen, damit er zu ihnen gehen kann." — „Sag' mal, sollten wir gestern Abend etwas zu viel getrunken haben?"

„Nein, gewiß nicht," versetzte der Kommandant, den Oberst starr anblickend.

„Ich habe auch geträumt, doch viel ernster."

Und der Kommandant erzählte seinen Traum.

„Aber das ist ja um abergläubisch zu werden!" ruft der Oberst. „I was, Unsinn! — Was auch geschehen mag, es wird Zeit, daß wir einen Entschluß fassen. Ich werde den Türken zum General bringen lassen, und zwar so schnell wie möglich; der muß dann über sein Schicksal entscheiden. Falls wir ihn hier behielten, würden wir schließlich beide närrisch."

„Darf ich Dich um eine Gunst ersuchen?"

„Gewiß."

„Ich möchte ihn gern selbst zum General bringen."

„Du?"

„Ja, gestatte mir, „Mahmoed Bey" selbst zu eskortieren."

„Nun meinetwegen," sagt der Oberst nach einem Moment des Schweigens. „Aber dann mußt Du ein Pferd haben."

„O, das werden wir schon finden. Wir haben den Türken ja genug Pferde abgenommen."

* * *

In Begleitung Mahmoed Beys langt der Kommandant bei den russischen Vorposten an. Aus dem Nebel löst sich eine Gestalt, ein berittener Kosak. Zwei andere Kosaken liegen auf dem Boden, doch beim Anblick des Offiziers erheben sie sich schnell.

„Wohin führt dieser Pfad?" fragt der Kommandant.

„Geradewegs zum Feinde, Herr Kommandant."

„Sind heute schon Türken in Sicht gewesen?"

„Kein einziger; sie sind heute ruhig. Gestern Abend schossen sie wie die Tollen, nun aber gönnen sie uns, Gott sei Dank, etwas Ruhe. Sie haben wohl eingesehen, daß sie ihr Kraut umsonst verknallen."

Der Kommandant giebt dem Gefangenen ein Zeichen, ihm zu folgen und lenkt in den erwähnten Pfad ein. In der nächsten Minute steht einer der Kosaken neben ihm.

„Was giebt's?"

„Seien Sie vorsichtig, Herr Kommandant. Die Türken sind nicht weit ab ...."

„Und was thut das?"

„Aber der Gefangene könnte ja entwischen."

„Nein. Er hat mir gelobt, die Stellungen der türkischen Vorposten zu zeigen. Geh nur wieder zurück!"

Schweigend traben Russe und Türke ungefähr eine halbe Stunde neben einander her. Dann macht der erstere Halt.

„Mahmoed Bey," wendet er sich zu seinem Gefangenen, „das türkische Lager ist nicht mehr fernab .... Rettet Euch, flieht nach Adrianopel .... zu Euern Kindern ...."

„Nun, worauf wartet Ihr noch? ... Schnell, entflieht, Unseliger! Es ist keine Zeit zu verlieren .... Ich könnte meinen Beschluß ändern," fügt er lächelnd hinzu.

Der Türke ist wie versteinert, er scheint es nicht zu fassen.

„Aber ich sage Euch ja, daß Ihr zu Eurer Familie gehen könnt! Habt Ihr mich nun verstanden?"

Plötzlich, ehe der Offizier sich's versieht, hat Mahmoed sich herabgeneigt, seine Hand ergriffen und diese inbrünstig an die Lippen gedrückt.

„Höre mich an, Russe! .... Diesen Dienst kann ich Dir niemals vergelten .... doch es giebt nur einen Gott! Sei versichert, daß wir, meine Kinder und ich, so lange wir leben, für Dich beten, Gott anflehen wollen, Dich Deinen Kindern zu erhalten, wie Du mich den meinen erhalten hast. Lebwohl, Russe — lebwohl!"

Dann giebt er seinem Rosse die Sporen und verschwindet ....

Der Kommandant verharrt einige Minuten regungslos und kehrt dann zu den russischen Vorposten zurück, wo ihm derselbe Kosak, der ihn gewarnt, entgegentritt.

„Deine Prophezeihung hat sich erfüllt .... der Türke ist mir doch entflohen ...."

Der Kosak blickt den Offizier forschend an und sagt dann:

„Na, glückliche Reise. An Gefangenen haben wir keinen Mangel. Man weiß schon nicht mehr, wo man sie lassen soll."

* * *

Bei seiner Rückkehr findet der Kommandant den Oberst in einem Zustande hochgradiger Aufregung.

„Nun?"

„Nimm mich gefangen .... ich habe den Türken entweichen lassen ...."

Da springt der Oberst auf ihn zu und fällt ihm um den Hals.

„Da haben wir Wolodjas Neujahrsgeschenk! Nun werden wir hoffentlich ruhig schlafen können."

„Aber müssen wir nicht Rapport erstatten?"

„Wozu?"

„Und die Papiere über den Gefangenen?"

„Die Papiere? Dort im Ofen liegt ihre Asche. Ich habe sie verbrannt. — Armer Kerl! Wie wird er eilen, um zu den Seinen zu gelangen."

Wer trägt die Schuld?

Wie kommt es, daß es so viele unglückliche Ehen giebt? — Wenn auch nicht immer nur die Liebe beim Bunde zweier Menschen mitspricht, so heiraten sie doch in der festen Zuversicht, daß sie glücklich mit einander werden!

Man stelle sich ein junges Paar vor. Es sind beide „gute" Menschen, und doch — ist kaum ein Jahr vergangen, so zieht allmählich ein leichter Schatten an dem bisher klaren Horizont ihres ehelichen Himmels herauf. Kaum merklich verdichtet dieser Schatten sich mehr und mehr, bis — vielleicht erst nach Jahren — eine schwere, schwarze Wolke über dem einst so glücklichen Hause droht.

Woher diese Wolke? Wer von beiden hat sie heraufbeschworen?

„Mein Mann vernachlässigt mich," spricht sie, „während er in den ersten Jahren unserer Ehe stets pünktlich nach Hause kam, die Zeit des Geschäftsschlusses kaum erwarten konnte, um heimzukehren, läßt er jetzt stets so lange auf sich warten, daß ich mich oft allein zum Abendessen niedersetzen muß, und kommt er endlich, so ist er mürrisch und verstimmt und hat kaum ein Wort für mich!"

So klagt die Frau — und wer bedauerte sie nicht um dieser Vernachlässigung willen?

Jedoch ist man gerecht und schenkt auch dem Manne Gehör, so können wir auch ihm unsere Sympathien nicht versagen.

Es trägt eben jedes sein Teil Schuld daran, daß nicht mehr alles so wie früher, wie zu Anfang ihrer Ehe ist.

Anfangs lebte eins nur für das andere. Die junge Frau war

nur darauf bedacht, ihrem Manne zu gefallen. Kaum hat er früh das Haus verlassen, so begiebt sie sich an ihre häuslichen Pflichten.

Mit geschäftiger Hand stäubt sie selbst seinen Schreibtisch ab und ordnet die Papiere wieder, denn sie weiß, wie viel ihm daran gelegen ist, seine Geschäftspapiere alle genau auf dem gewohnten Platz zu finden.

Sie wird auch nie versäumen, kurz bevor sie den Geliebten zurückerwartet, noch einmal in die Küche zu gehen, zu kosten und zu sehen, ob auch alles so ist, wie ihr Mann es gern mag.

Noch einmal gleitet ihr Auge mit prüfendem Blick über den gedeckten Tisch, damit es ja an nichts fehle.

Schnell eilt sie noch hinunter in den Garten, die erste erblühte Rose, die erste reife Erdbeere zu pflücken, sie weiß, eine solche Aufmerksamkeit macht ihm Freude.

Naht die Stunde seiner Heimkehr, so schaut sie am Fenster forschend nach ihm aus; sieht sie ihn von ferne kommen, so läßt sie auch schon die Suppe auftragen, denn der arme Mann kommt abgespannt nach Hause und liebt es, sich alsbald sofort zu Tisch zu setzen, um, bevor er sich wieder ins Comptoir begiebt, erst noch ein halbes Stündchen der Ruhe pflegen zu können.

Wie beglückt dann die junge Frau ein jedes Wort der Anerkennung von den Lippen des geliebten Mannes!

Wie dankbar empfindet dieser die peinliche Ordnung und Akkuratesse, die in seinem Hause herrscht, und das Bemühen, ihm sein Heim in jeder Weise traulich und behaglich zu machen nach dem Junggesellenleben, das er jahrelang geführt hat, wo er keine Mutter, keine Schwester hatte, die wahres Interesse an ihm genommen, wo keine zarte Frauenhand mit wirklichem Vorbedacht für ihn gesorgt hatte.

Wie aber die Menschheit im allgemeinen sich schnell an das Bessere, Angenehme gewöhnt, so auch der junge Ehemann. Bald ist es ganz selbstverständlich, daß das Essen stets tadellos auf den Tisch kommt und überhaupt alles stets so ist, wie er es wünscht.

So vergeht ein Jahr. — Der Haushalt ist größer geworden. Der kleine, neue Weltbürger in der Wiege raubt der jungen Mutter gar manche Stunde, welche sie bisher ausschließlich dem Gatten gewidmet hat. Dieser wird infolgedessen sehr unrechter Weise erst in zweiter Reihe berücksichtigt.

Während die Suppe bisher pünktlich aufgetragen wurde, muß der Mann jetzt gar manchesmal viertelstundenlang warten, und kommt das Essen dann endlich auf den Tisch, so ist die Suppe versalzen, das Fleisch noch hart, der Pudding verbrannt!

„Daß die Köchin aber auch nichts mehr ordentlich macht!“ pflegt dann die Frau wohl zu klagen, ohne zu bedenken, daß an ihr die Hauptschuld liegt; früher ging sie ab und zu in die Küche, selbst nach allem zu sehen, damit ja der Mann über nichts zu klagen habe — jetzt — hat sie dazu keine Zeit? — o doch! denn mit der Ankunft des Baby ist auch ein zweites Dienstmädchen engagiert worden. Daran liegt es nicht; die Hauptschuld ist, daß die Frau für das Wirtschaften nicht mehr denselben Eifer, dasselbe Interesse hegt, wie anfangs, wo die Würde und die Pflichten ihrer neuen Stellung ihr besondere Freude machten. — Von neuen Interessen erfüllt, läßt sie allerhand Rücksichten und kleine Aufmerksamkeiten, die ihren Mann so beglückten, außer acht.

Früher that sie alles, ihm durch ihr Aeußeres, ihre Kleidung, ihre Unterhaltung zu gefallen; sorgfältig vermied sie alles, was ihm Mißfallen, was ihm irgendwie Aergernis bereiten konnte.

Hatte er einmal geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt und kam er ernst und verstimmt nach Hause, — wie war sie bemüht, durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Rücksicht den Schatten von seiner Stirn zu scheuchen!

Während sie früher, wenn sie den Gatten erwartete, schnell noch einen Blick in den Spiegel warf, ob das Haar in Ordnung, Kleid und Rüsche sauber seien, muß jetzt der Mann sie gar manchesmal darauf aufmerksam machen, daß hier ein Knopf fehlt, dort die Spitze zerrissen, da eine Schleife halb abgetrennt ist.

„Ich habe keine Zeit gehabt, an mich zu denken,“ giebt die Frau dann, wohl etwas gereizt, zur Antwort; „wenn ich nicht nach allem im Hause sehe, ist ja nichts in Ordnung.“

„Bei den schlechten Dienstleuten . . . .“ Und nun ergeht sie sich in dem allbekannten Klagelied über die jetzigen Dienstboten.

Mehr und mehr beschränkt ihre Unterhaltung sich auf Wirtschaften, Kochen, Waschen und dergleichen mehr.

Dessen wird der Mann endlich überdrüssig. Es verlangt ihn nach den ernsten Geschäftsstunden nach Zerstreuung.

Am Abend, wenn er heimkehrt, eine Fortsetzung all der Klagen, die ihm schon das Mittagsmahl nicht gerade versüßten, befürchtend, denkt er: „Warum nicht einmal wieder in den Klub gehen und wie in vergangenen Zeiten, als ich noch Junggeselle war, eine Partie Skat spielen?“

Er findet neuen Gefallen daran; er geht ein zweites, ein drittes Mal hin und alsbald führt ihn sein Weg nach Geschäftsschluß öfter in den Klub als nach Hause.

Da wird er abgelenkt von allerhand kleinen Sorgen, die er gern auf ein paar Stunden von sich abschüttelt. Dort hört er von allen Tagesneuigkeiten, von Theater, Konzert, Circus. — „Apropos, wollen wir morgen alle zusammen in das neue Schauspiel gehen?“ macht einer der Herren den Vorschlag.

Alle sind sofort dazu bereit, nur der junge Ehemann bedenkt sich noch einen Moment. „Zwei Abende hintereinander meine Frau allein lassen?“ denkt er.

Da fällt ihm ein, wie sie gestern, während er ihr etwas erzählte, neben ihm auf dem Sopha eingeschlafen war.

„Unser Junge weckt sie des Morgens jetzt so früh auf, daß es ihr vielleicht ganz lieb ist, wenn sie sich bei Zeiten schlafen legen kann.“

Damit beruhigt er sein Gewissen und — bleibt öfter und öfter des Abends fern.

Die Folge hiervon ist eine leise Mißstimmung: dieselbe wiederholt sich öfter und öfter, wird größer und größer, bis sie schließlich eine Kluft zwischen den beiden Gatten verursacht, die bald nicht mehr zu überbrücken ist. Entweder es entspinnen sich Streit und Unzufriedenheit zwischen den bisher in so schöner Harmonie lebenden Eheleuten, oder es tritt eine gewisse Kälte zwischen ihnen ein: ein jedes geht seinen eigenen Weg und kümmert sich wenig um des anderen Thun und Treiben.

Wenn ein jedes doch bedenken wollte, daß wir Menschen nicht Engel und die Ehe kein Himmel ist! Wir haben allesamt unsere Fehler und Schwächen, mit denen wir gegenseitig Geduld und Nachsicht üben müssen.

Wie können Neigungen, Ansichten, Liebhabereien und Gewohnheiten bei Mann und Frau dieselben sein? Bei dem engen Verkehr derselben treten Verschiedenheiten dieser Art doppelt scharf hervor und wollen eben deshalb mit doppelter Nachsicht und Geduld behandelt werden, um nicht Unzufriedenheit zu säen, um die gegenseitige Liebe, das gegenseitige Vertrauen nicht zu schwächen.

J. P.



Die Borchgrewinksche Südpolexpedition. Während man in demjenigen Teil der nördlichen Eisregion, den die Landkarte als unbekanntes Gebiet andeutet, kaum noch darauf rechnen kann, anderes als Wasser zu finden, im übrigen aber alle innerhalb des Polarkreises liegenden Länder mehr oder minder bekannt sind, war es in dem entsprechenden Gebiet der südlichen Halbkugel bis in die neueste Zeit hinein noch nicht einmal geglückt, Land zu betreten, viel weniger auf demselben Untersuchungen anzustellen. Ueberall steht hier die Forschung an den ersten Anfängen. Eine Anzahl Landgruppen, meistens in nächster Nähe des Polarkreises liegend und von den Südpolreisenden zum Teil bloß aus beträchtlicher Ferne gesehen, bildet die wesentliche Ausbeute der bisherigen Reisen im antarktischen Gebiet. Wie diese Länder, die man für Ausläufer eines großen Kontinents hält, beschaffen sind, war vollkommen unbekannt. Nun hat der Norweger Borchgrewink die erste Bresche in das Dunkel gelegt, das den antarktischen Kontinent umgab, und eine Reihe Aufschlüsse gebracht, die im Hinblick auf die deutsche Südpolexpedition, die im Sommer ins südliche Eismeer gehen wird, von besonderem Interesse sind. — Die durch die Freigebigkeit des Londoner Verlegers Sir Newnes zu stande gekommene Expedition Borchgrewinks hatte im Sommer 1898 mit der „Southern Croß“ England verlassen und befand sich im Dezember, von Australien ausgehend, mitten in dem Packeisgürtel, der zwischen diesem Erdteil und Victorialand liegt. Am 17. Februar hatte man den Bestimmungsort, das Cap Adare an der Nordostseite von Viktorialand, erreicht. Am 1. März war die gesamte Ausrüstung gelandet, und einen Tag später verließen die „Southern Croß“ Borchgrewink und seine Gefährten, die nun hier, in ungeheurer Entfernung von den nächsten bewohnten Gebieten, der ersten Ueberwinterung, die jemals auf antarktischem Festland stattgefunden hat, entgegengingen. Das erste war natürlich, wie bei jeder Ueberwinterungsexpedition, für Unterkommen zu sorgen. Auf einer der von uns reproducierten Photographien, die wir der Güte des Herrn Borchgrewink verdanken, sieht man die Station, und zwar zur Frühjahrszeit. Das Gebäude liegt noch fast ganz unter den Schneemassen begraben. Das Vorgebirge selbst, eine mächtige Basaltmasse, zeigt das bereits erwähnte Bild, auf dem man zugleich einige Exemplare der Pinguine erblickt, die diese Gegend bevölkern. Wenige Wochen nach Borchgrewinks Ankunft, beim Anbruch des antarktischen Winters, waren zwar alle Pinguine verschwunden, aber von Mitte Oktober ab kamen sie in ungeheueren Scharen über das Eis, um ihre Sommerwohnungen am Cap Adare aufzusuchen und hier zu brüten. Ihre Nester bauen sie auf Guanoschichten aus kleinen Steinen, die mit den Stürmen vom Vorgebirge herabgeweht werden. Eine sonderliche Delikatesse bilden die Pinguine nicht, da das Fleisch thranig schmeckt. Als eine seiner Hauptaufgaben hatte sich Borchgrewink das Vordringen zum magnetischen Südpol gestellt, aber man kam bei den im Laufe der Ueberwinterung vorgenommenen Schlittenreisen bald zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich war, das Innere des Viktorialandes zu erreichen. Die gewaltige Höhe des Landes bot unüberwindliche Hindernisse. In der Nähe der Robertsonbai, an der Cap Adare liegt, stieg das Gebirge bis zu 4000 Meter empor; noch größere Hindernisse boten die unzähligen Spalten der mächtigen Gletscher, die einen Ablauf der Eismassen des Viktorialandes bildend, an der Küste steil ins Meer fallen.

Berücksichtigt man noch die furchtbaren und sehr häufigen Stürme, die über Viktorialand mit unerhörter Gewalt rasen, dann wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß dieser Teil des antarktischen Festlandes noch lange Zeit unerforscht bleiben wird. Um so ergebnisreicher waren die Schlittenreisen, die längs der Küste vorgenommen, und bei denen wissenschaftliche Forschungen verschiedener Art und geographische Entdeckungen gemacht wurden. An der in der Nähe des Ueberwinterungsgebäudes errichteten magnetischen und der meteorologischen Station fanden die Beobachtungen während eines großen Teils des einjährigen Aufenthalts in zweistündigen Pausen Tag und Nacht statt, wobei erwähnt werden muß, daß die magnetischen Beobachtungen in einem lappländischen Zelt vor sich gingen, in dem zuweilen eine Temperatur von 25 ⁰ C. Kälte herrschte. Im November begann sich das vor dem Cap Adare liegende Packeis zu lösen, das Anfang Januar 1900 ganz verschwunden war, so daß Expeditionen im Kajak ausgeführt werden konnten. Ende Januar kehrte endlich die sehnlichst erwartete „Southern Croß“ zurück, auf die man nun schleunigst die Ausrüstung und die Sammlungen schaffte, um sodann längs der Küste in der Richtung zum Südpol zu fahren. Mehrmals wurden Landungen ausgeführt, zuletzt auf 78 ⁰ 34′ südl. Br. und 195 ⁰ 50′ östl. L., wo sich in den Eismassen eine Durchfahrt bot. Von hier aus setzte Borchgrewink in Gemeinschaft mit zwei Begleitern die Reise nach Süden in Schlitten fort, bis er schließlich auf 78 ⁰ 50′ südl. Br. zu der Stelle gelangte, die nunmehr im antarktischen Gebiet den südlichsten Ort bezeichnet, den Menschen erreicht haben. Hier mußte er umkehren. Dann trat das Schiff die Rückreise an. Es landete Ende März in Neuseeland, von wo Borchgrewink auf einem anderen Schiff nach England fuhr. Somit hat die Borchgrewinksche Expedition einen sehr erfreulichen Verlauf genommen, der nur dadurch getrübt wurde, daß der Zoolog der Expedition, N. Hanson, nicht mit heimgekehrt ist. Er erkrankte im Oktober und konnte bald nicht mehr gehen. Noch eine halbe Stunde vor seinem Tode ließ er sich einige zoologische Präparate geben, die von einer eben heimgekehrten Schlittenexpedition mitgebracht worden waren, untersuchte sie eingehend und starb mit dem Bedauern, daß er der Expedition nicht mehr nützlich sein könne. F. M.



Der norwegische Südpolreisende Borchgrewink. (Mit Text.)

Allerlei.

Geschmeichelt. Richter: „Sie hätten ja den Herrn Kommerzienrat zum Bettler machen können durch Ihren verwegenen Einbruch!“ — Einbrecher: „Herr Richter, und wenn ich alle Kassen ausgeräumt haben würde, der hätte es kaum gespürt!“ — Kommerzienrat: „Ich tret' vom Strafantrag zurück!“

Bei der Trauung. A.: „Der Bräutigam sieht ein wenig ernst aus, da lob' ich mir den Schwiegervater — was der für ein glückliches Gesicht macht!“ — B.: „Ja, geben ist seliger, denn nehmen.“

Ein edler Mann. Buchhalter: „Heute, Herr Meyer, sind es gerade fünfundzwanzig Jahre, daß ich in Ihre Dienste getreten bin!“ — Prinzipal: „Schon gut, schon gut, Sie woll'n mir danken für all' das Gehalt, was ich Ihnen während der Zeit gezahlt hab?“

Gletscherströme. Unsere Zeit hat schon längst erkannt, daß die Gletscher unserer Hochgebirge nicht etwas Starres, Unbewegliches sind, sondern daß sie als Ströme von äußerst geringer Geschwindigkeit vom Bergesgipfel in das Thal herniederschießen. In wärmeren Regionen schmelzen sie ab und lassen Gegenstände, die in viel früherer Zeit und an höher gelegenen Orten in Gletscherspalten gefallen sind, wieder zum Vorschein kommen. Hat man aus diesen einmal die Wanderung der Gletscherströme beweisen können, so auch insbesondere die Geschwindigkeit, mit der sie in die Tiefe hinabfließen. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man von solchen Bewegungen des Gletschereises nichts, und wenn sich einmal Spuren früherer Einschlüsse an der Oberfläche zeigten, so führte man diese Erscheinungen darauf zurück, daß dem Eise eine ausstoßende Kraft innewohne. Im Jahre 1820 verunglückte bei einer Monblancbesteigung der russische Naturforscher Hamlet mit zwei Gefährten, und erst nach 41 Jahren wurden am Fuße des Bossongletschers Stücke der Kleider und ein Jahr darauf eine Hand und andere Reste der Verunglückten aufgefunden. — 1837 wurde auf der Mittelmoräne des Aargletschers eine Steinhütte erbaut, die nach drei Jahren schon um hundert Meter thalabwärts gewandert war. 1832 wurden auch die Reste jener Leiter ausgestoßen, die Saussure 1788 auf dem „Mer de glace“ des Montblancs zurückgelassen hatte, und aus der Fundstelle konnte man berechnen, daß jene Bruchstücke alljährlich durchschnittlich 114 Meter tiefer gewandert seien. — Daß mit jenen Fundstücken vielfach Mißbrauch getrieben wird, braucht hier wohl nicht weiter erwähnt zu werden. Als ich vor kurzem an dem Fuße des Silvrettagletschers stand, wo bekanntlich der Leipziger Tondichter David gestorben ist, hatte man die Unverfrorenheit, nicht nur Kleiderreste, sondern sogar Knochen des Verstorbenen zu zeigen, und dabei hatte ich nur zu oft in Leipzig an dem Grabe dieses seltenen Mannes gestanden und von Bekannten und Verwandten authentisches Material über Tod und Grab desselben für meine bereits im Drucke befindliche Arbeit erhalten. Und warum diese Lügen? Die Unwissenheit des Volkes nach Kräften auszunutzen, um Geld zu verdienen. L.

Gemeinnütziges

Obstgarten. Stachel- und Johannisbeeren sind sofort und noch ehe sie austreiben, zu beschneiden, ebenso ist das Ausputzen und Verjüngen und der Schnitt der Obstbäume zu beenden. Der Baumsatz ist möglichst bald zu beenden. Möglichst sofort pflanze man Stachel- und Johannisbeeren. Mit dem Veredeln beginne man erst bei erwachender Vegetation. Die zum Umpfropfen bestimmten Bäume sind möglichst bald abzuwerfen. Besonders sei darauf hingewiesen, daß verschiedene Birnen, wie Stuttgarter Geishirtle, Hardenponts Butterbirne, Grumbowker Butterbirne, in ihrer Fruchtbarkeit geschädigt werden, wenn man sie in hochstämmiger Form beschneidet. Die Erdbeerbeete sind von etwa noch vorhandenen Ausläufern und alten Blättern zu reinigen, mit der Zinkhake zu lockern und mit verrottetem Dung zu decken.

Lamm- oder Kitzenbraten auf Wildbretart. Von einem noch jungen Tiere werden die Bruststücke der beiden Schultern abgehackt, die Brustwände weggeschnitten und der Rücken mit den Hinterfüßen beisammen gelassen. Dann häutet man das Fleischstück ab, reibt es mit Pfeffer, Salz und etwas Nelken ein, spickt es mit Speckstreifen, betropft es mit Essig und Citronensaft, und bratet es in der Rahmsauce wie den Hasen, nachdem ersteres 4—5 Tage in der Beize gelegen ist. Die abgeschnittenen Bruststücke und Wände bereitet man als Ragout in einer schmackhaften Buttersauce.

Allein schlafen! Die Londoner „Lancet“ behauptet, daß nichts das Nervensystem einer Person so störe, als die Gewohnheit, mit einer andern, die Nervenkraft anzieht, die ganze Nacht im selben Bette zu liegen. Letztere schlafe fest und erwache frisch, während erstere sich ruhelos umherwerfe und am Morgen matt, müde und entmutigt erwache. Es sollten nicht zwei Personen, wer dieselben auch sein mögen, beständig zusammen schlafen, die eine wird zu-, die andere dagegen abnehmen. Eine ältere Person und ein Kind sollten nie im selben Bette schlafen. So groß auch die Freude der Großmutter sein mag, ihren „kleinen Schatz“ bei sich im Bette zu haben, so ist es doch eine Freude, welcher sie, wenn sie weise ist, um des Kindes willen gern entsagen wird. Erst kürzlich kam ein Fall solcher Art zur Kenntnis des Schreibers. Er traf zwei Schwestern im Alter von 15 bis 17 Jahren. Die jüngere war ein Bild wahrer Jugendkraft, thätig und fröhlich, während die ältere, obgleich nicht gerade krank, doch mager, bleich und recht abgemattet war und sich wie eine alte Frau über Kleinigkeiten ereiferte. Es ergab sich die Thatsache, daß die Mädchen nicht nur im selben Bette schliefen, sondern daß auch Elsa, das ältere Mädchen, so an ihrer Schwester hange, daß sie seit Jahren nicht habe einschlafen können, wenn sie nicht die jüngere mit ihren Armen umschlungen halten könne. Der Arzt bestand darauf, daß die Schwestern von jetzt ab allein schliefen. Die Folge davon war, daß die ältere nach Verlauf von 6 Monaten bedeutend frischer und gesunder aussah und nach 18 Monaten ein glückliches, mit heiterem Temperament gesegnetes junges Mädchen war und beträchtlich an Gewicht zugenommen hatte.

Logogriph.

Als Gottheit ward's mit **p** verehrt,
Allein mit **n** wird es verzehrt.
Johannes Hespe.

Homonym.

Ich bin oft sehr veränderlich,
Drum ist mir nicht zu trauen,
Und meine Welle schlängelt sich
Durch mitteldeutsche Gauen.
Julius Falck.

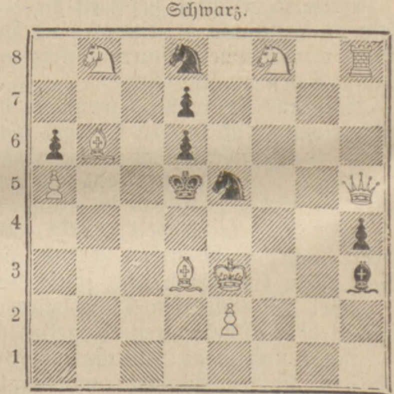
Auflösung.

R
Tet
Kairo
Lincoln
Murrhardt
Hundeshagen
Hinterpommern
GreifswalderOie
InamaSternegg
Georgenburg
Terentius
Prettin
Plato
Ems
t
Reichspatentamt.

Problem Nr. 5.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Rübe-Zahl, Rübezahl. — Des Anagramms: Sturm, Turm, Wurm.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.